



VAdM-Kurier

70. Ausgabe: November 2025

Vertriebene, Aussiedler und deutsche Minderheiten in der AfD — VAdM e. V.

Herzlich willkommen zur
70. Ausgabe unseres
„VAdM-Kuriers“
November 2025

Inhalt:

editorial	Seite 1
Aktualität	Seite 2
Buchmesse Seitenwechsel—Eine klare Ansage	Seite 2
Hannah Arendt wußte, was passiert . . .	Seite 3
Die „Banater Sahara“	Seite 4
Rückblick: Der US-Dreh am Gashahn	Seite 6
Presseschau:	Seite 7
Rentenpaket sorgt für Aufregung	Seite 7
Geschichte kontrovers	Seite 8
Die Weltwirtschaftskrise 1929 in Ostpreußen	Seite 8
Buchvorstellung	Seite 10
Ludwig Witzani: Am Ende des Labyrinths	Seite 10
Erinnern	Seite 11
Umsiedler: Die vergessenen	
Heimatvertriebenen der DDR	Seite 11
Vor 80 Jahren: Die Verschleppung der Deutschen	
in den sowjetischen Gulag (Teil 5)	Seite 13
Temeswar: Revolution 1989 (Teil 11)	Seite 16
Literatur aus dem Osten/Impressum	Seite 18

Unten: VAdM-Stand Messe Seitenwechsel in Halle

editorial

Trotz hektischer Reisetätigkeit und Hinterzimmer-Diplomatie im Ukrainekonflikt ist ein Waffenstillstand noch immer nicht erreicht. Das Sterben und Zerstören von Gebäuden und Industrieanlagen geht unvermindert weiter.

Auch wenn viele auswärtige Einflüsse den Abgang der deutschen Wirtschaft mitverursachten, liegt dessen Hauptursache in einer Überbürokratisierung der deutschen Gesellschaft. Der Herbst der Reformen ist gelaufen, der Herbst des Haders hält an.

Die schwarz-rote Regierung hat sich und die deutsche Öffentlichkeit über Wochen mit dem Rentenpaket aus dem Koalitionsvertrag beschäftigt. Rentengerechtigkeit kann es nur geben, wenn auch Beamte, Selbständige, Abgeordnete, etc. in den Rententopf einzahlen. Ein erster Schritt – auch im Hinblick auf einen Bürokratieabbau – wäre schon gemacht, wenn die Besteuerung der Rente entfiel.

Martina Kempf

Herbert Karl

Spätherbst

Schon mischt sich Rot in der Blätter
Grün,
Reseden und Asten im Verblühen,
Die Trauben geschnitten, der Hafer
gemäht,
Der Herbst ist da, das Jahr wird spät.
Und doch (ob Herbst auch) die Sonne
glüht –
Weg drum mit der Schwermut aus
deinem Gemüt!
Banne die Sorge, genieße, was
frommt,
Eh Stille, Schnee und Winter kommt.



Buchmesse Seitenwechsel – Eine klare Ansage

10. November 2025

Die Messe war eine Demonstration derer, die dieses Land trotz seiner politischen „Eliten“ und der von ihnen millionenschwer finanzierten „Zivilgesellschaft“ am Laufen halten und die Steuern aufbringen, die so reichlich verschwendet werden. Gastbeitrag von Vera Lengsfeld

Nachdem es nicht gelungen war, die von der Buchhändlerin Susanne Dagen organisierte Buchmesse zu verhindern, wurde die staatsfinanzierte „Zivilgesellschaft“ und ihre Finanziers deutlich mit der Realität konfrontiert.



Trotz heftiger Kampagne der Haltungsmedien – auf meiner Fahrt nach Halle hörte ich MDR-Kultur, der kein anderes Thema zu haben schien, als die Messe und sich krampfhaft bemühte, die Gegenveranstaltung „Wir-Festival“ als Antwort der „Zivilgesellschaft“ auf angeblichen Rechtsextremismus zu promoten – strömte die bürgerliche Mitte zum Messegelände. Selbst die paar Hanseln von der Antifa waren machtlos. Zwar trommelten sie nach Leibeskräften, um den Anschein zu erwecken, sie seien viel mehr, zwar versuchten sie sich, den Besuchern in den Weg zu stellen und beschimpften sie nach Leibeskräften. Sie wurden aber einfach beiseite geschoben.

Selbst die Straßenblockaden halfen nicht. Die Autofahrer wurden von freundlichen Polizisten umgeleitet und statt auf dem Parkplatz vor den Augen der Öffentlichkeit zu verschwinden, kündigten lange Autoschlangen in z.B. der Dürrenberger Straße vom Ansturm der Messebesucher. Leider mussten alle, die kein Ticket im Vorverkauf erworben hatten, wieder umkehren. Die Halle war restlos ausverkauft.

Ich kam auf einem Nebenweg zum Südeingang. An dessen Anfang stand ein Tisch mit drei Personen dahinter: „AfD-Verbot jetzt“ verkündete ein Transparent. Und ein zweites: „Menschlichkeit“. Die Realsatire übertrifft mühelos alle Comedians. Die drei Verbotsfetischisten schauten erstaunt und etwas ängstlich auf die vorbeiflutenden Menschen. Statt der offenbar erwarteten Glatzköpfe mit Springerstiefeln gingen ihre Nachbarn an ihnen vorbei.

Die Messe war eine Demonstration derer, die dieses Land trotz seiner politischen „Eliten“ und der von ihnen millionenschwer finanzierten „Zivilgesellschaft“ am Laufen halten und die Steuern aufbringen, die so reichlich verschwendet werden.

Die Leistungsträger haben die Nase sichtbar voll. Das „rechtsextrem“-Gekreisch von Haltungs-Medien und „Zivilgesellschaft“ ist der Angstruf derer, die sich unanfechtbar an der Macht glaubten, den Staat als Selbstbedienungsladen benutzt haben und nun spüren, wie das unter ihren Füßen wegbricht. Sie haben keine Argumente, denn sie sind „geistig obdachlos“ (Norbert Bolz).

Drinne im Messegebäude war unübersehbar, wo sich der neue Zeitgeist hinentwickelt. Es herrschte die Atmosphäre, die am Ende des Arbeiter- und Bauernstaates, wo aus DDR-Insassen Bürger wurden, die sich entschlossen haben, ihre Angst abzulegen und ihr Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen.

Wie sehr sich die Atmosphäre verändert hat, brachte Thor Kunkel in einem Gespräch mit mir auf den Punkt. Der ehemalige Liebling der Kulturschickeria wurde 2003 zum Paria. Die Journalisten, Kollegen und Fans, die eben noch um ihn herumgeschwänzelt waren, wandten sich über Nacht von ihm ab. Man grüßte ihn nicht mehr, rannte mit abgewandtem Kopf an ihm vorbei, angeblich beste Freunde verleugneten sich – er stand ganz allein.

Eine solche Community, wie er sie auf der Messe erlebte, gab es damals noch nicht. Die ist auch nicht mehr klein zu kriegen, durch keine Brandmauer der Welt.

Quelle: <https://philosophia-perennis.com/2025/11/10/buchmesse-seitenwechsel-eine-klare-ansage/#respond>

Hannah Arendt wusste, was passiert, wenn Menschen aufhören zu denken

Sie warnte uns schon vor 70 Jahren, und kaum jemand hat wirklich zugehört.

Hannah Arendt warnte vor der Gefahr, wenn Menschen aufhören zu denken und wenn sie aufgeben, Wahrheit von Lüge zu unterscheiden.



Arendt, 1906 in Hannover geboren, war Jüdin. Sie floh vor den Nationalsozialisten, lebte in Frankreich, wurde dort interniert, konnte schließlich in die USA entkommen. Sie überlebte, aber sie vergaß nie, was sie gesehen hatte: wie ein gebildetes, kultiviertes Volk in die Dunkelheit rutschen konnte.

Und sie wollte verstehen, wie so etwas möglich war.

1951 veröffentlichte sie ihr Hauptwerk „Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft“ (The Origins of Totalitarianism).

Darin schrieb sie etwas, das bis heute erschreckend aktuell klingt:

„Der ideale Untertan totalitärer Herrschaft ist nicht der überzeugte Nazi oder der überzeugte Kommunist, sondern Menschen, für die die Unterscheidung zwischen Fakt und Fiktion, zwischen wahr und falsch, nicht mehr existiert.“

Das Ziel totaler Macht ist nicht, dass Menschen glauben, sondern dass sie zweifeln, bis sie gar nichts mehr glauben.

Wenn alles gleich wahr und gleich falsch erscheint, wenn jede Nachricht eine Meinung ist, wenn man nicht mehr weiß, wem man trauen kann, dann gibt man auf.

Man wird müde. Zynisch. Gleichgültig.

Und genau dort beginnt das, was Arendt fürchtete: eine Gesellschaft, die aufhört zu denken, weil sie nicht mehr weiß, was real ist. In ihrem späteren Essay „Wahrheit und Politik“ (1967) erklärte sie, dass Lügen nicht nur falsche Geschichten verbreiten. Sie zerstören etwas Tieferes: das Vertrauen in die Möglichkeit von Wahrheit selbst.

Wenn jede Tatsache bestritten wird, wenn jedes Argument „nur Meinung“ ist, dann verliert die Wahrheit ihre Kraft. Und mit ihr verschwinden auch Gerechtigkeit, Moral und Würde.

Arendt sah das in den 1930er Jahren:

Die Nazis logen nicht einfach – sie überschwemmten die Welt mit so vielen Lügen, dass Menschen irgendwann aufhörten, nach Wahrheit zu suchen.

Nicht aus Bosheit, sondern aus Erschöpfung.

Sie schrieb das nicht, um Schuld zu verteilen, sondern als Warnung.

Denn sie wusste: Das kann überall passieren.

Nicht mit Panzern am Anfang, sondern mit der langsamen Erosion unseres Denkens.

Mit Sätzen wie „Man kann ja eh keinem trauen“ oder „Alle lügen doch“.

In diesem Moment, so Arendt, beginnt das, was sie „die Zerstörung der Urteilskraft“ nannte und das ist gefährlicher als jede Propaganda.

Was also tun?

Arendt glaubte, dass das Gegenmittel Denken ist.

Nicht das Sammeln von Meinungen, nicht das Wiederholen von Parole, sondern echtes, selbstständiges Denken.

Fragen stellen. Widersprüche aushalten.

Nicht aufhören, sich zu wundern.

Sie schrieb:

„Der radikalste Revolutionär wird am Tag nach der Revolution ein Konservativer sein.“

Damit meinte sie: Wer aufhört, kritisch zu denken – selbst über das, was er liebt oder glaubt – hat schon verloren.

Totalitarismus beginnt leise.

Nicht mit Gewalt, sondern mit Müdigkeit.

Mit der Versuchung, einfach wegzusehen.

Hannah Arendt starb 1975 in New York.

Doch ihre Stimme klingt heute lauter denn je:

„Hüte deine Fähigkeit zu denken.

Frage. Prüfe. Unterscheide.“

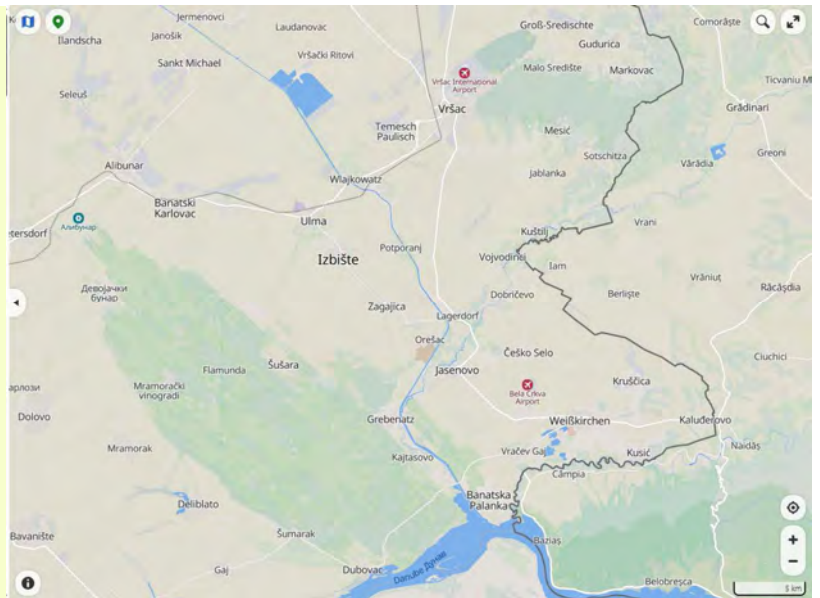
Denn in dem Moment, in dem du aufhörst, dich um die Wahrheit zu kümmern, verlierst du alles, was zählt.

Quelle: Unser Mitteleuropa: <https://www.unser-mittleuropa.com/180460>

Die „Banater Sahara“

In Standardwerken zur Geschichte der Donauschwaben ist zu lesen:

„Das Banat war bei der Rückeroberung [vom Osmanischen Reich] eine spärlich bevölkerte Wildnis, weithin von einem Meer von Sümpfen und Morästen bedeckt. Nur stellenweise ragten aus den Sumpfbereichen kleine Inseln trockenen Landes hervor, die sich als Wohnstätten für Menschen eigneten. Eine Besiedlung und wirtschaftliche Erschließung konnte erst nach einer Trockenlegung der Sümpfe beginnen. Mercy [Claudius Florimund Graf von, leitete ab 1720 als Gouverneur des Banats von Temeswar aus die Besiedlung und die Urbarmachung des Banats] nahm diese auch gleich in Angriff. Die Bega wurde reguliert, Kanäle und Gräben zur Ableitung des überschüssigen Wassers gebaut“ (Josef Volkmar Senz: Geschichte der Donauschwaben, S. 49).



(Bild: Südliches Banat: Rumänisch-serbisches Grenzgebiet; die grünlich unten markierte Fläche ist heute die Deliblatska Peščara/Google-maps)

In einem älteren Artikel *Überwindung der Steppe* (FURCHE vom 18. September 1947) kann man lesen:

„Die Kolonisation der weiten Grasfluren des südlichen Donau-Theiß-Tieflandes im Zuge der habsburgischen Siedlungspolitik im 18. Jahrhundert gilt allgemein als der erste, beispielgebende Versuch zur agrarischen Erschließung dieser Naturräume. Viele der von österreichischen Beamten und den deutschen Siedlern im Banat erprobten Wirtschaftsmethoden sind bei der später beginnenden Besiedlung des südrussischen Steppenraumes mitberücksichtigt worden. Auch hier sind neben Russen und Ukrainern Deutsche an der Erschließung der Steppe beteiligt. Südrußland ist später die alte Heimat vieler Kolonisten der nordamerikanischen Prärie und der südamerikanischen Pampa, die „Russen“ zeigen dort Musterbeispiele vorteilhafter Steppenwirtschaft“ (<https://www.furche.at/kritik/ausstellung/ueberwindung-der-steppe-6550262>)

Auch wenn der Artikel aus 1947 von Steppenlandschaften handelt, schlägt eine Begebenheit aus dem Jahre 1807 schon aktuelle Töne der Klimaschützer anno 2025 an. Der damalige Generalinspekteur der Militärgrenze, Erzherzog Karl, der

„1807 das Banat bereiste, wurde er mit bezüglich Klagen bestürmt, und er fand diese so begründet, dass er den Befehl gab: »Es möge sofort gründlich überlegt und angetragen werden, wie der offene Flugsand am zweckmässigsten und wohlfeilsten zu binden und so der Verwüstung der Nachbarschaft Einhalt zu thun wäre«“ (Wessely, S. 233).

Flugsand und Verwüstung im von Donau, Theiß und Temesch durchflossenen Banat? Da muß man offensichtlich tiefer recherchieren. Aber man wird schnell fündig; so stößt man auf eine aktuelle Meldung aus Neumoldowa (rum. Moldova Nouă; serb. Nova Moldova), einer alten römischen Hafenstadt an der Donau (siehe Bild unten):

„Einige Tausend Einwohner der Stadt Moldova Nouă im Kreis Caraş-Severin leiden unter der schlimmsten Behandlung, die einer Gemeinde zuteilwerden kann: Immer wenn der Wind stärker weht, bedecken erstickende Wolken aus Sand und Staub einen Großteil der Stadt. Der Stadtteil Vlaşchi Crai ist mit Staub bedeckt, mit Wolken aus feinem Sand, der aus dem technischen Absetzteich von Tăușani am Ufer der Donau stammt. So wie es auch am Mittwoch, dem 9. Februar, geschah, als der Staub erneut über Vlaşchi Crai wehte. Das Glück der Menschen lag in dem Regen, der gegen Abend einsetzte und den Wind und Staub beruhigte. Mehr noch, das Wasser spülte den vom Wind herangetragenen Staub weg“ (<https://www.youtube.com/watch?v=ai00-130Ycl>; Übersetzt mit DeepL.com.).

Fortsetzung auf S. 5



Fortsetzung von S. 4

Auch wenn dies sich wie eine menschengemachte Naturkatastrophe anhört, die der nach der Wende 1990 erfolgten Deindustrialisierung Rumäniens geschuldet ist, liegt die Staubursache in der benachbarten Banater Sahara, die heute zu Serbien gehört. Hier heißt sie *Deliblatska Peščara*, benannt nach dem serbischen Ort Deliblat. Im Laufe der Geschichte wurde diese Einöde auf



dem Balkan auch Banater Sandwüste, Banater Sahara, Europäische Sahara, Banater Sandhügel, Agger Romanorum (lat.), Delibláti-homokpuszta (mag.), Deliblatska Peščara (serb.), Banatski Pesak (serb.), Bijelo Berdo (serbo-kroatisch) oder auch englisch Deliblato Sands genannt. Letztendlich ist fast unerheblich, wie man das Gebiet nennen mag, es ist für Südosteuropa eine einmalige und bemerkenswerte Gegend. (Bild oben: Sandwüste Nähe Dolovo/Serbien)

Gerade in Zeiten, in denen die Politik über die Veränderungen des Klimas nicht ideologiefrei diskutiert und wie aus einer Aufforstung ein Politikum gemacht wird, ist gerade die Banater Sahara ein leuchtendes Beispiel dafür, wie vor über zweihundert Jahren die Habsburger Administration die Initiative ergriff und diese Sandhügel zu befestigen versuchte. Mehrere Autoren gestern und heute beleuchten diesen Aspekt.

Aus mehreren einleuchtenden Gründen ist diese Sandwüste *nicht* auf dem Schirm unserer schnellebigen und damit oberflächlichen Gegenwart. Vieles hängt dann aber doch mit der großen Politik zusammen: In den Focus geriet die Banater Sandwüste erst mit dem Beginn der Ansiedlung der Schwaben in den 1730ern. Die Banater Ödlandschaft sollte mit den Kolonisten urbar gemacht werden und das Land im Hinblick auf die Verteidigung Österreichs mit wehrhaften Siedlern gefüllt werden. Die Donauschwaben aus Serbien wurden von den Serben und Bosniern, die hier angesiedelt wurden, vertrieben: Tausende starben in den kommunistischen Konzentrationslagern. Erst zwei Generationen später erinnert man sich an die Zeit als es in den umliegenden Orten hieß: „Ich gehe in den Sand“, man meinte dann den im 18. Jahrhundert angelegten Wingert auf dem Sandhügel.

In den nächsten Folgen soll auf die Bewaldungsversuche der Banater Sahara durch die österreichische und ungarische Administration eingegangen werden.

Literatur

Josef Wessely: Der Europäische Flugsand und seine Kultur. Besprochen im Hinblick auf Ungarn und die Banater Wüste insbesondere, Wien 1873.

Fortsetzung folgt

Herbert Karl

DER EUROPÄISCHE FLUGSAND UND SEINE KULTUR.

BESPROCHEN

IM HINBLIKE AUF UNGARN UND DIE BANATER WÜSTE
INSBESONDERE

VON

JOSEF WESSELY,

General-Donau-Inspektor und Forstakademie-Direktor z. D., Ritter des k. k. Franz-Josef-Ordens, Besitzer der k. k. goldenen Medaille für Wissenschaft und Kunst und der goldenen Medaille der Pariser Weltausstellung von 1867, korrespondierendes Mitglied der k. k. statistischen Zentral-Kommission, k. ungarischer Weltausstellungs-Kommissär für das Staats- und Landes-Forstwesen, zweiter Präsident des österr. Reichsforstvereins etc.



Mit einer topographischen Karte der banater Wüste.

WIEN, 1873.

VERLAG VON FAESE & FRICK.
k. k. Hofbuchhandlung.

Der US-Dreh am Gashahn

Österreich bezieht ab 1984 noch mehr Russengas

Das einseitige US-Embargo gegen den Bau der sibirischen Gaspipeline belastet das Verhältnis der USA und Europa ernsthaft, kann aber die Fertigstellung nur verzögern.

Otto R. Liess

Das Embargo der USA gegen den Bau der beiden Stränge der sowjetisch-westeuropäischen Erdgaspipeline kann die Fertigstellung dieser Magistrale von beinahe 5000 Kilometer Länge höchstens verzögern. Die Sowjets haben bereits in eigener Regie etwa 150.000 Kilometer Leitungsnetze unterschiedlicher Durchmesser gebaut und werden zudem eine unleugbare Interessen-Parallelität mit westlichen Firmen geschickt ausnutzen. Immerhin wird schließlich nach je 80 Kilometer eine Kompressoren-Station für den Durchsatz eingeplant.

Dieses Erdgas-Großprojekt ist verwoben mit amerikanisch-russischen Getreidegeschäften, mit langfristigen Umschuldungsaktionen westlicher Banken gegenüber dem RGW/COMECON, mit Kreditkonditionen gegenüber UdSSR, CSSR, DDR und bildet lediglich den Zipfel großpolitischer Ost-West- und West-West-Probleme. Mit Kreditzusagen an die RGW/COMECON-Partner wird man sich in Zukunft ohnehin vorsichtiger verhalten, weil auch Westeuropäer durch Schaden klug geworden sind.

Die abrupte amerikanische Reaktion auf das „Gasgeschäft des Jahrhunderts“ mit 40 Milliarden-Kubikmeter Liefermöglichkeit an Westeuropa hatte nicht nur die gestreßte Planwirtschaft der UdSSR zu lauten Ankündigungen „vorfristiger Fertigstellung“ der Erdgasleitung „ohne den Westen“ herausgefordert. Zweifellos wurde dabei auch — wie sich zeigt — das atlantische Bündnis über Gebühr strapaziert.

Just am 23. Juni, dem Tag der totalen Boykottverhängung für amerikanische und westeuropäische Lizenzfirmen zur Lieferung unerreichter Rotorblätter und Gasturbinen für Kompressoren, erfolgte auf ÖMV-Firmenebene unter größter Publizität in Wien die Unterzeichnung des sowjetisch-österreichischen Grundsatzvertrages. Österreichs Gaseinkäufer, die ÖMV AG, will ab 1984 durch diesen vierten Vertrag zusätzlich 1,5 Milliarden Kubikmeter Erdgas beziehen; insgesamt werden es dann vier Milliarden Kubikmeter Sowjetgas sein, wozu eine Option von einer weiteren Milliarde kommt, deren Ausnutzung, angesichts des Konjunkturverlaufs und der Konkurrenzenergien, noch völlig offen ist.

Knapp zwei Wochen später, am 5. Juli 1982, wurde den Medien und der Öffentlichkeit auf der Lokation „Aderklaa Ultratief 1“ die zweite überschwere amerikanische Bohranlage IDECO E-3000 im Wiener Becken vorgestellt. Diese, der Welt derzeit größte Ohnshore-Bohranlage, ist die erste dieselektrische Anlage der ÖMV, hat eine Tiefenkapazität von rund 10.000 Meter (Kosten 180 Millionen Schilling) und wird für Tiefenaufschlüsse zur Gasgewinnung eingesetzt.

Beide Meldungen aus Wien bilden sachlich ein Korrelat: Einerseits muß im Erdgasgeschäft langfristig auch österreichischerseits disponiert werden, weil die kostspielige Gasmagistrale aus Yamal mindestens auf zwanzig Jahre zu veranschlagen ist. Hinzu kommt jüngsthin eine Abzweigung via Ungarn über St. Gotthardt, die auf der Höhe von Graz in die bestehende Trans-Austria-Gas (TAG) einmünden soll und für Italien bestimmt ist.

Österreich, das 1,81 Schilling pro Kubikmeter für Russengas fixiert hat (also etwas weniger als die Ruhrgas und Frankreich), wurde ursprünglich nicht mit nennenswerten Lieferaufträgen für die Yamal-Leitung nach Westeuropa bedacht. Umdispositionen von „Sojuzgas“ und der zusätzliche Zweigleitungsbau für 16 Milliarden Kubikmeter über Ungarn verbessern freilich die österreichische Beteiligung am Erdgasgeschäft. Auch Steiermark und Kärnten werden der Transitleitung ihren Bedarf entnehmen können.

Österreichs Bedarfslage für den diesjährigen Erdgas-Abschluß mit der UdSSR war ursprünglich auf vier bis fünf Milliarden Kubikmeter geschätzt worden. Dann aber deckten die für den Verbraucher zuständigen österreichischen Ferngas- und Landesgesellschaften keine höhere Bedarfsmeldung als 1,5 Milliarden Kubikmeter pro Bezugsjahr ab.

Maßgeblich dafür ist nicht nur die Konjunkturlage, sondern ebenso der sogar in den USA abbröckelnde Gaspreis und rückläufige Absatz sowie Konkurrenz-Energieträger. Die überaus komplizierte Preisklausel stützt sich bekanntlich zu 20 Prozent auf den jeweiligen Rohölpreis, zu 48 Prozent auf den Preis für Heizöl schwer ab Raffinerie, 32 Prozent Heizöl extraleicht frei Betrieb, also Verbraucherpreis.

Erdgasbeschaffung und Versorgungssicherheit sind für Österreich geographisch bedingt. Selbst ein Algerien-Gasbezug, der zeitweilig verhandelt wurde, hätte Österreich im Umrechnungsverfahren nur sowjetisches Austauschgas gebracht; das gleiche gilt für zeitweilige Bezüge von Nordseegas.

Ein Überblick der bisherigen heimischen Gasaufschlüsselung für 1981 ergibt: Neben der ÖMV AG mit 834,2 Millionen Kubikmetern (1981) förderte die Rohöl-Aufsuchungs-Gesellschaft (RAG = MOBIL/SHELL) 573 Millionen Kubikmeter und van Sickle 643 Kubikmeter. Die Gesamtproduktion an Erdgas ist 1981 gegenüber 1980 um 24,52 Prozent zurückgegangen. Jedenfalls sollte die erhoffte Gasföndigkeit (unter 5000 m Tiefe) für Österreich einen positiven Wandel für den Anteil zur Bedarfsdeckung aus der Eigenförderung bringen, der gegenwärtig bei 18 bis 19 Prozent liegt

Quelle: <https://www.furche.at/meinung/der-us-dreh-am-gashahn-6931563>

8. Juli 1982

Das einseitige US-Embargo gegen den Bau der sibirischen Gaspipeline belastet das Verhältnis der USA und Europa ernsthaft, kann aber die Fertigstellung nur verzögern.

Der US-Dreh am Gashahn

Österreich bezieht ab 1984 noch mehr Russengas

Das Embargo der USA gegen den Bau der beiden Stränge der sowjetisch-westeuropäischen Erdgaspipeline kann die Fertigstellung dieser Magistrale von beinahe 5000 Kilometer Länge höchstens verzögern. Die Sowjets haben bereits in eigener Regie etwa 150.000 Kilometer Leitungsnetze unterschiedlicher Durch-

Von OTTO R. LIESS

metzer gebaut und werden zudem

5. Juli 1982, wurde den Medien und der Öffentlichkeit auf der Lokation „Aderklaa Ultratief 1“ die zweite überschwere amerikanische Bohranlage IDECO E-3000 im Wiener Becken vorgestellt. Diese, der Welt derzeit größte Ohnshore-Bohranlage, ist die erste dieselektrische Anlage der ÖMV, hat eine Tiefenkapazität von rund 10.000 Meter (Kosten 180 Millionen Schilling) und wird für Tiefenaufschlüsse zur Gasgewinnung eingesetzt.

Beide Meldungen aus Wien bilden sachlich ein Korrelat: Einer-

Maßgeblich dafür ist nicht nur die Konjunkturlage, sondern ebenso der sogar in den USA abbröckelnde Gaspreis und rückläufige Absatz sowie Konkurrenz-Energieträger. Die überaus komplizierte Preisklausel stützt sich bekanntlich zu 20 Prozent auf den jeweiligen Rohölpreis, zu 48 Prozent auf den Preis für Heizöl schwer ab Raffinerie, 32 Prozent Heizöl extraleicht frei Betrieb, also Verbraucherpreis.

Erdgasbeschaffung und Versorgungssicherheit sind für Österreich geographisch bedingt.

Presseschau

Rentenpaket sorgt kurz vor Abstimmung im Bundestag für Aufregung

Stand: 07.12.2025,

Von: [Marcus Giebel](#)

Im Bundestag steht das Rentenpaket zur Abstimmung. Eine aktuelle Studie stellt sich jedoch als Munition für die Kritiker der Regierungspläne heraus.

Berlin – Seit Wochen beschäftigt [das Rentenpaket](#) die Bundesregierung mehr als so ziemlich jedes andere innenpolitische Thema. [Denn in der Union regt sich Widerstand](#), der auch Auswirkungen auf die Abstimmung im Bundestag an diesem Freitag (5. Dezember) haben dürfte. Nicht auszuschließen, dass er innerhalb der schwarz-roten Koalition noch nachwirkt. Für weiteres Aufsehen sorgt nun eine Studie, die das Projekt von Arbeitsministerin Bärbel Bas ([SPD](#)) kritisch beleuchtet.

Das Centrum für Intergenerative Finanzwissenschaft (CIF) und die Otto Beisheim School of Management (WHU) untersuchten im Auftrag der FDP-nahen Friedrich-Naumann-Stiftung das Rentenpaket auf seine Folgen. Das Ergebnis, über das die [Rheinische Post \(RP\)](#) berichtet: [Rentnerinnen und Rentner mit höheren Renten profitieren deutlich stärker](#) als jene mit niedrigeren Bezügen.

Studie zum Rentenpaket: Bas-Projekt kommt vor allem Rentnern mit hohen Bezügen zugute

Durch die Festsetzung des Rentenniveaus auf 48 Prozent bis 2031 würde eine Rente in Höhe von 800 Euro in jenem Jahr um 32 Euro steigen. Wer 2500 Euro [Rente](#) bezieht, würde 100 Euro mehr erhalten. „Der weit überwiegende Teil der zusätzlichen Ausgaben der [Rentenversicherung](#) käme damit Bezieherinnen und Beziehern überdurchschnittlich hoher Renten zugute“, ist demnach in der Studie zu lesen.

Dort heißt es weiter: „Wer wenig verdient und geringe Rentenansprüche erworben hat, profitiert wenig. Wer viel verdient hat, profitiert dagegen stärker, obwohl er durch das höhere Einkommen zudem bessere Möglichkeiten zur privaten Vermögensbildung hatte.“

[Wie andere Experten auch](#) warnen die Autoren zudem vor der [Umverteilung von Alt auf Jung](#). Der „Kippunkt“ bei der Summe der Beitragssätze von 50 Prozent werde mit dem Rentenpaket voraussichtlich 2045 erreicht. Die Studie macht dagegen diese Vorschläge: „eine konsequente auf qualifizierte Zuwanderung ausgerichtete Arbeitsmarktpolitik, eine Kopplung des Renteneintrittsalters an die Entwicklung der Lebenserwartung, die Wiederbelebung des Nachhaltigkeitsfaktors zur Lastenteilung zwischen Jung und Alt sowie der konsequente Aufbau einer renditeorientierten und politisch unabhängigen kapitalgedeckten Säule für jüngere Generationen“.

Quelle: <https://www.fr.de/wirtschaft/rentenpaket-sorgt-kurz-vor-abstimmung-im-bundestag-fuer-aufregung-94068446.html>

* * * * *

Regierung beschließt Rentenpaket – Sozialverband mahnt wichtige Neuerung mit Beamten an

Stand: 07.12.2025

Von: [Janine Karrasch](#), [Alina Schröder](#)

Der Bundestag hat das Rentenpaket verabschiedet und somit auch die Stabilisierung des Rentenniveaus. Das sagen die Sozialverbände zur heutigen Entscheidung.

Berlin – Die Entscheidung ist gefallen: Der Bundestag hat heute über [das umstrittene Rentenpaket der schwarz-roten Koalition](#) <https://www.fr.de/verbraucher/regierung-beschliesst-rentenpaket-sozialverband-mahnt-wichtige-neuerung-mit-beamten-an-94070718.html> abgestimmt. Das Gesetz zur Stabilisierung des Rentenniveaus hat die parlamentarische Hürde genommen – doch die politischen Verwerfungen, die im Vorfeld der Abstimmung sichtbar wurden, zeigen die Sprengkraft des Themas.[: :]

VdK-Präsidentin Verena Bentele begrüßte die Entscheidung: „Die Verabschiedung dieses Rentenpakets ist ein wichtiges Signal für die 21,4 Millionen Rentnerinnen und Rentner in diesem Land. Mit der beschlossenen Haltelinie bei 48 Prozent ist ein erster Schritt getan, der zumindest in den kommenden sechs Jahren sicherstellt, dass die Renten nicht an Kaufkraft verlieren.“

Quelle: <https://www.fr.de/verbraucher/regierung-beschliesst-rentenpaket-sozialverband-mahnt-wichtige-neuerung-mit-beamten-an-94070718.html>

Geschichte kontrovers

Die Weltwirtschaftskrise 1929 in Ostpreußen

Auslöser der längsten und verheerendsten Weltwirtschaftskrise 1929 war das Spekulationsfieber am Hudsonriver; Anzeichen für diese Krise gab es weltweit aber schon vorher, so auch in Ostpreußen.

Nach dem Ersten Weltkrieg herrschte bei den Siegermächten eine euphorische Stimmung; diese führte 1919 – 1920 zu einem Boom, damit zu einem starken

„Anstieg der Preise von Kapitalgütern, was die Kosten erhöhte. Gebäude, Schiffe, und vor allem Aktien wurden zu Phantasiepreisen gekauft in einer Hektik von Fusionen, Konzernbildungen und staatlichen Hilfsmaßnahmen für private Unternehmensgründungen, die für die Zukunft schwer belastet waren, sowohl durch Schuldendienst an Obligationen- gläubiger und vor allem Banken als auch durch die üblichen Dividenden“ (Kindleberger, S. 32).

Die Londoner City hatte dem Krieg letztendlich auch wegen der Ausschaltung der lästig gewordenen deutschen Konkurrenz bei Kohle, Stahl, Schiffbau und Textilien befürwortet: Jetzt wollte man die Ernte des Sieges einfahren. Jedoch die „britische Vorherrschaft auf diesen Gebieten stellte sich als gefährlich kurzlebig heraus“ (ebd.).

Auch wenn während des Krieges eine hohe Schiffstonnage versenkt wurde, litten die britischen Werften bald unter der skandinavischen Konkurrenz und unter der Überbewertung des Pfunds. Auch auf den Rohstoffmärkten tat sich einiges: Der heftige Streik vom April bis Juni 1921 vermieste das Kohlegeschäft; bei Baumwolle drängten Indien und Japan verstärkt auf den Weltmarkt.

Selbst in dem vom Krieg gezeichneten Deutschland boomte die Industrie; so baute Hugo Stinnes ein riesiges Unternehmen ohne genügendes Eigenkapital auf.

„Anderen Firmen, denen es gelungen war, während der Inflation Kredite zu tilgen, fehlte es an Betriebskapital, und die mußten nach der Stabilisierung beträchtliche Beträge zu hohen Zinsen borgen. Die Hauptklage der deutschen Unternehmerschaft galt der Kapitalknappheit“ (Kindleberger, S. 32f.).

Das Jahr 1923 brachte Deutschland zudem noch die Hyperinflation, die vorwiegend auf die von den Alliierten auferlegten Reparationszahlungen zurückzuführen war. Der sodann 1924 bis Anfang 1924 einsetzende Kapitalzufluß aus dem Ausland regte zwar die Investitionen an, aber in dieser überhitzten Lage kam es zu einigen größeren Insolvenzen, auch das Stinnes-Imperium brach im Juni 1925 zusammen. Die Arbeitslosigkeit nahm im kommenden Winter rapide zu.

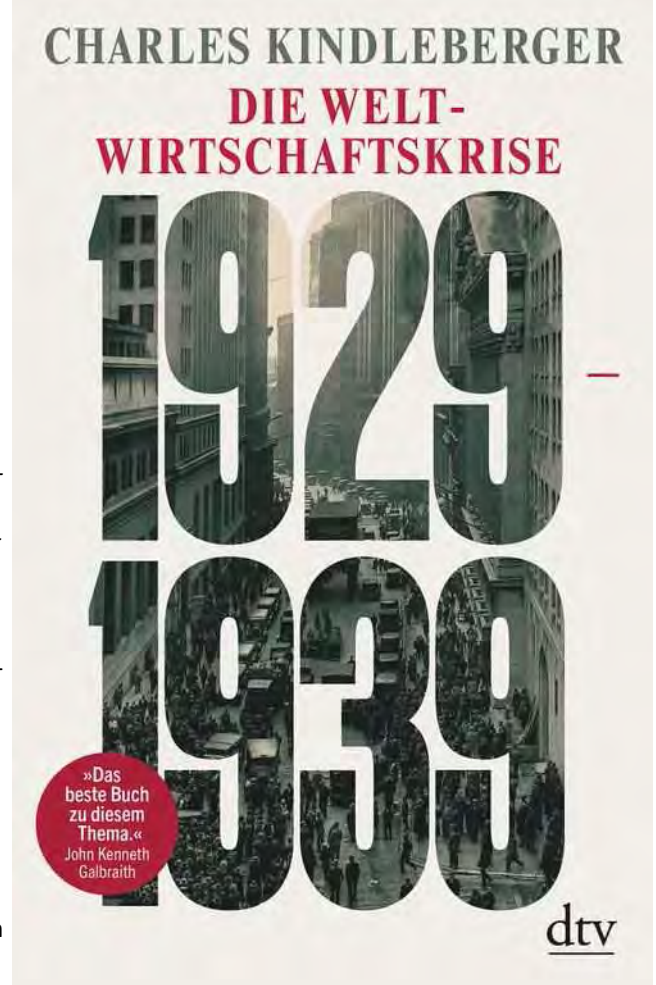
Die Überproduktion wurde zum Problem: Der Zuwachs der Lagerhaltung 1925 von 2,7 Milliarden RM (Reichsmark) wurde 1926 mit einem Leistungsbilanz-Defizit von 2,5 Milliarden bezahlt. Die jetzt erfolgte Zinssenkung spülte wieder ausländisches Kapital in die deutsche Volkswirtschaft, „die Investitionen erholten sich wieder und damit das Volkseinkommen (Kindleberger, S. 59).

Die nun ein setzende Investitionstätigkeit führte von einer *negativen* Lagerhaltung von den erwähnten 2,5 Milliarden RM (1926) auf plus 4,1 Milliarden 1927, kompensiert wurde dieser Anstieg jedoch mit einer Zunahme des Leistungsbilanz-Defizits von 3,3 Milliarden. Diese Entwicklungen hatten zum Großteil innerdeutsche Ursachen. Nun trat aber 1928 und 1929

„die autonome Veränderung im Ausland ein durch den Stillstand des Kapitalflusses. Statt eines Rückgangs der Lagerinvestitionen mit der Folge einer Zinssenkung führten die steigenden Zinsen zu einer Abnahme der Lagerinvestitionen. Die Leistungsbilanz verbesserte sich 1926 und 1929 gleichzeitig mit dem Rückgang des Kapitalimports. 1930 und 1931 hielt die Verbesserung der Leistungsbilanz mit dem Ausland an, während die Inlandsinvestitionen und der Kapitalfluß weiter abnahmen“ (Kindleberger, S. 59f.).

Dies war nur ein kurzer Anriß der Vorgeschichte der längsten und folgenreichsten Weltwirtschaftskrise des Jahres 1929. Über diese Problematik gibt es Bibliotheken füllende Werke, darauf kann hier nicht weiter eingegangen werden. Fast alle Länder waren betroffen; am schlimmsten traf es Deutschland, das mit der Weimarer Verfassung von 1919 zur Republik geworden war.

Fortsetzung auf S. 9



Fortsetzung von S. 8

Auch das schwach industrialisierte Ostpreußen wurde von der in New York am 24. Oktober 1929, dem sogenannten ‚Schwarzen Donnerstag‘, ausgelösten Wirtschaftskrise voll erwischt. In diesem nördlichsten Zipfel Deutschlands war die Viehzucht die wichtigste Erwerbsquelle: Pferde, Rinder, Schweine und gelegentlich Schafe wurden hier gezüchtet. Die bekannten Trakehner Pferde kamen aus dem Land am Pegel und Memel. Roggen war das wichtigste Getreide; neben anderen Getreidesorten wurden Rüben, Zuckerrüben, Kartoffeln und Wicken (ein Schmetterlingsblütler aus der Familie der Hülsenfrüchtler) angebaut, somit Pflanzen, die ein recht rauhes Klima gewohnt sind. Bedeutend war auch die ostpreußische Forstwirtschaft während sich der Bergbau fast ausschließlich auf Bernstein beschränkte. Bedeutende Industrieunternehmen gab es nur in den größeren Städten wie Königsberg, Tilsit, Insterburg, Osterburg, etc.

Der Krieg hinterließ im Gegensatz zu anderen deutschen Regionen seine Wunden: Im August/September 1914 und im Februar 1915 wurden Teile Ostpreußens von den Russen besetzt. Was sich für die wirtschaftliche Entwicklung besonders negativ auswirkte, war die Abtrennung vom Mutterland durch den Danziger oder „Polnischen“ Korridor, der Verlust des Memelgebietes sowie und die nun folgende Isolation von Rußland (Sowjetunion): Ostpreußen war eine deutsche Insel im polnisch-litauischen Gebiet; diese Konstellation erinnerte an die Anfänge des Deutschen Ordens vor über 800 Jahren.

Die 1926 ins Leben gerufene Osthilfe sollte dieser prekären Lage der östlichen Provinzen, aber insbesondere Ostpreußens Rechnung tragen: Mit einem Bündel kreditpolitischer Maßnahmen sollte den betroffenen Regionen geholfen werden: Die *Allgemeine Grenzhilfe* sollte ab 1926 vor allem den hier ansässigen Großgrundbesitzern mit finanziellen Hilfen bei Um- und Entschuldung unter die Arme greifen.

Höhere Zinsen, sinkende Rentabilität und vor allem der Preisverfall bei Roggen und Kartoffeln in den Jahren nach 1927 erforderten weitere Maßnahmen. Am 18. Mai 1929 beschloß das Kabinett Hermann Müller das *Ostpreußengesetz*: Kredite, Zinszuschüsse sowie staatliche Garantien sollten den landwirtschaftlichen Betrieben helfen. Nach dem Ausbruch der Weltwirtschaftskrise Oktober 1929 verschlechterte sich die Lage der ostpreußischen Landwirtschaft zusehends: Mit einer Notverordnung wurden die Maßnahmen gesteigert.

Das I. Kabinett Brüning brachte am 31. März 1931 das verstärkte *Osthilfegesetz* heraus: Es sollte der Entschuldung der landwirtschaftlichen Betriebe dienen und wurde auf alle ostelbischen Landwirtschaftsbetriebe erweitert. *Gekoppelt* war es mit dem Projekt der Ansiedlung von arbeitslosen Kolonisten auf den Ländereien insolventer Großgrundbesitzer. Brüning wurde „Agrar bolschewismus“ vorgeworfen: Er mußte zurücktreten.

Am Ende umfaßte die Osthilfe ganze 61 Gesetze und Verordnungen: Bei diesem Wust war Mißbrauch nicht auszuschließen; auch Reichspräsident Paul von Hindenburg wurde zumindest wegen Vorteilsnahme beschädigt. Der *Osthilfeskandal* führte wesentlich zur Machtergreifung durch die Nationalsozialisten Ende Januar 1933.

Bereits 1920 wurde die *Deutsche Ostmesse*, auch: Deutsche Ostmesse Königsberg oder Königsberger Messe genannt, in Königsberg eingerichtet, um die Provinz [Ostpreußen](#) wirtschaftlich zu fördern und um die Verbundenheit der neuen Republik mit der östlichsten Region zu markieren. Sie wurde im September 1920 von [Reichspräsident Friedrich Ebert](#) eröffnet, der mit dem Reichswirtschaftsminister [Ernst Scholz](#) per Schiff mit dem [Seedienst nach Ostpreußen](#) angereist war. Abgehalten wurde die Messe in den vorhandenen Gebäuden des [Königsberger Tiergartens](#). Für die nachfolgenden Messen errichtete der Architekt Hanns Hopp ab 1920 neue Messegebäude in den Wallanlagen, darunter das aufsehenerregende [Haus der Technik](#) von 1924/25.

Literatur

Charles P. Kindleberger: *Die Weltwirtschaftskrise 1929 – 1939* (Band 4: Wolfram Fischer (Hrsg.): *Geschichte der Weltwirtschaft*), München 1973.

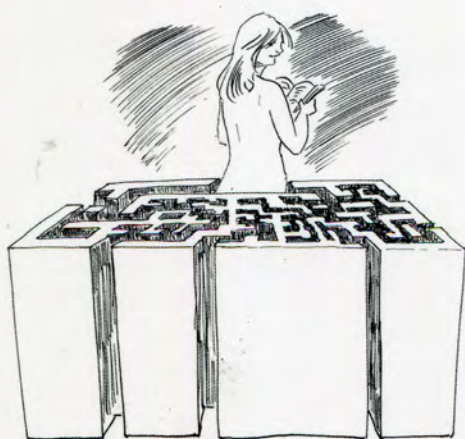
Fortsetzung folgt

Herbert Karl



Ludwig Witzani

»Am Ende des Labyrinths
wartet die nackte Göttin
der Wahrheit«



Mein Abschied von der
Frankfurter Buchmesse

edition buchhaus loschwitz

Das hier vorgestellte Buch wurde auf der alternativen Buchmesse Seitenwechsel in Halle (8. Bis 9. November) präsentiert.

Zur Buchmesse hier ein kurzer Eindruck:

„Laut den Medienreaktionen war die alternative Buchmesse in Halle, die auch unter dem Motto: „Alle nach Halle“ startete für das konservative Spektrum in Deutschland ein Erfolg.“

Auch wenn ich anfangs skeptisch war, haben wir mit unserem Verlag daran teilgenommen. Jeder von uns hat sicherlich die Stunden am Samstag und Sonntag (8. und 9. November) richtig genossen. Für mich war es wie ein Bundesparteitag: Die Themenvielfalt erstreckte sich über alle Politikfelder, nicht nur über die Vertriebenen- oder Aussiedlerproblematik.“

Die Red.



INHALTSVERZEICHNIS

Das Jahr, in dem es keine Grenzen mehr gab
Frankfurter Buchmesse, 16. Oktober 2015 7

»Fick mich oder gib mir was zu essen«
Frankfurter Buchmesse 21. Oktober 2016 18

Fett und Filz, das kann ich auch
Buchmesse 13. Oktober 2017 27

Am Ende des Labyrinths wartet die nackte
Göttin der Wahrheit
Frankfurter Buchmesse 12. Oktober 2018 36

Die Sonne scheint überall
Frankfurter Buchmesse, 16. Oktober 2019 49

Das Tocqueville-Paradoxon und
die Wonnen der Sensibilität
Frankfurter Buchmesse, 22. Oktober 2021 67

Der Anthropologe und die Vulva Forscherin
Frankfurter Buchmesse, 21. Oktober 2022 85

Der Elefant im Raum ist immer noch unsichtbar
Frankfurter Buchmesse, 20. Oktober 2023 101

»Meinen Roman nicht auszuzeichnen, ist Verrat
an der Literatur« (2024)
Frankfurter Buchmesse 18. Oktober 2024 115

PERSÖNLICHE NACHBEMERKUNG,
am Anfang oder zum Schluss zu lesen 126

Biographie 131

Biographie

Ludwig Witzani (Jahrgang 1950) studierte Geschichte, Sozialwissenschaften und Philosophie an der Universität Köln und war nach seiner Promotion über 30 Jahre im gymnasialen Lehramt tätig. Zur Zeit lebt er als freier Reisejournalist in Bonn und arbeitet an einer reiseerzählerischen Weltenzyklopädie, die inzwischen auf 22 Bände angewachsen ist.

www.ludwig-witzani.de

Umsiedler: Die vergessenen Heimatvertriebenen der DDR

Während die deutschen Vertriebenen aus dem Osten und Südosten Europas in der Bundesrepublik als *Heimatvertriebene* bezeichnet wurden, wurde dieser Personenkreis in den DDR-Akten – immerhin 4,3 Millionen Personen – „Umsiedler“ genannt. Zu erwähnen ist allerdings, daß bereits im Dritten Reich von *Umsiedlung* gesprochen wurde, wenn es beispielsweise 1940 um den mehr oder weniger freiwillige Aussiedlung der Bessarabiendeutschen (Kurier April 2022ff.) in den damaligen Warthegau ging!

Wie alles in den beiden deutschen Staaten nach 1945 verlief auch die Behandlung der Vertriebenen und Aussiedler sehr unterschiedlich. Die Umsiedler konnten sich weder irgendwie organisieren, noch konnten sie sich zum eigenen Schicksal äußern: Ihr so anonymisiertes Leid blieb in der DDR ein Tabu, das deren Staatsräson, der Freundschaft zu den kommunistischen „Bruderstaaten“ untergeordnet wurde.

Durch das Fehlen einer entsprechenden Organisation in landsmannschaftliche Verbände konnte nach 1945 – anfangs der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) und ab 1948 der DDR – bei den Umsiedlern kein richtiges Wir-Gefühl aufkommen. Nach der Wende änderte sich zumindest dieser Umstand, aber viele Umsiedler waren in den 1990ern schon viel zu betagt, um noch als Zeitzeugen die zugeschütteten Erinnerungen an die alte Heimat zu artikulieren. Die Besuche in die verlorene Heimat nahmen stark zu.

Das starke Elend der Umsiedler blieb natürlich den sowjetischen Besatzern nicht verborgen.: Im September 1945 gab die Sowjetische Militäradministration in Deutschland (SMAD) den Befehl aus, in Berlin die „Zentrale für deutsche Umsiedler“ (ZVU) einzurichten. In den seinerzeit noch existierenden fünf Ost-Ländern wurden entsprechende „Abteilungen für Umsiedler“ gegründet.

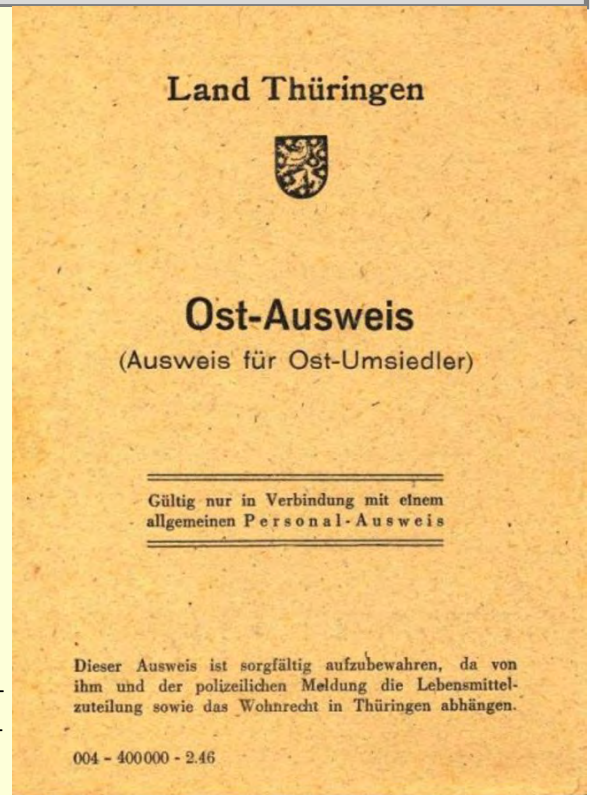
Nach der seinerzeitigen Definition waren *Umsiedler* Personen, die auf Grund der Beschlüsse der Potsdamer Konferenz ihre Heimatorte verließen und sich in dem Gebiet der alliierten Besatzungszonen niedergelassen hatten. Somit wurde Vertreibung in Umsiedlung umdefiniert.

Im ersten Rundschreiben der ZVU vom 2. Oktober 1945 wurde, den Vorgaben der SMAD entsprechend, bestimmt, daß im Sprachgebrauch die Bezeichnungen Flüchtlinge oder Ausgewiesene nicht mehr zu gebrauchen sei: Entsprechend erhielten die Vertriebenen sogenannte *Umsiedlerpässe*, die ihren Status belegten. Offensichtlich hatten die sowjetischen Besatzer den Begriff Umsiedler auch noch von ihren deutschen Gesprächspartner 1940 bei den Verhandlungen über die Evakuierung der Deutschen aus Bessarabien, Wolhynien und Galiziens aufgeschnappt.

Bereits im Herbst 1945 zur Zeit der SBZ wurde auch die sogenannte „Volkssolidarität“ gegründet, offensichtlich mit dem Ziel, Vertriebenen und Landsmannschaften die Möglichkeit zur Selbsthilfe zu nehmen. Inwieweit hier auf die entsprechenden Hilfsorganisationen geschaut wurde, ist nicht umfassend geklärt: Die Zielsetzung, den Vertriebenen Wohnraum und Arbeitsplätze zu besorgen, war die gleiche.

Im Rahmen der Volkssolidarität, die erstmals in Sachsen organisiert wurde, wurde Wohnraum beschlagnahmt oder es wurden Zwangseinquartierungen vorgenommen. Daß dies von der Bevölkerung nicht widerspruchslos hingenommen wurde, liegt auf der Hand; entsprechend wurden die Vertriebenen auch angegangen und es kam zu privaten Konflikten.

Fortsetzung auf S. 12



Ausweis OST: <https://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/begriffe/umsiedler-sbzddr>

Fortsetzung von S. 11

Auf dem Arbeitssektor ergab sich zudem das Problem, daß viele Vertriebene, zumeist Bauern, nicht die entsprechenden Qualifikationen für ein industriell geprägtes Land wie Sachsen mitbrachten. Vielleicht war dieses auch nicht unbedingt als Experimentierfeld geeignet. Nichtsdestotrotz wurde die Volkssolidarität etwas später auf die ganze SBZ ausgedehnt.

Viele Vertriebene kamen in der 1947 gegründeten Sowjetischen Aktiengesellschaft Wismut (Erzgebirge) unter, die das für die sowjetischen Atombombenproduktion benötigte Uranerz abbauten: Hier brachten dann die sudetendeutschen Bergleute die entsprechende Berufserfahrung mit. Auch die staatlichen Textilbetriebe in Chemnitz und Zittau stellten verstärkt Vertriebene ein.



Suppenküche für Umsiedler in Bad Sulza:

<https://www.ausstellung-stillgeschwiegen.de/ankunft-und->

Mit der offiziellen Gründung der DDR erklärte die SED-Führung die Vertriebenen als voll integriert, entsprechend sollten diese auch keine Sonderbehandlung mehr erfahren, der Begriff „Umsiedler“ wurde aus den offiziellen Akten im Prinzip verbannt.

In Sachsen – die historischen „Länder“ hatten seinerzeit noch einen gewissen Handlungsspielraum, der mit der fortschreitenden Zentralisierung verschwand – wurde das Ende der „Umsiedlerpolitik“ mit einer pompösen Aktionswoche unter dem Slogan „Neue Heimat – Neues Leben“ zwischen dem 16. und 24. Oktober 1948 gefeiert und besiegelt: In echt sowjetischer Manier wurde auf allen Ebenen Ausschüsse ins Leben gerufen, die die Maßnahmen organisieren sollten. Bemerkenswert ist, daß neben der SED auch Blockparteien, wie die CDU und die LDPD und andere Organisationen einbezogen wurden. – Immerhin, wir schreiben noch das Jahr 1948.

In vielen Städten fanden ab dem 10. Oktober Konzerte, Theatervorführungen und Kulturveranstaltungen statt, um die Bevölkerung irgendwie mitzunehmen: Kleider, Schuhe und Hausrat wurde gesammelt und die „Neubürger“ erhielten staatliche Sonderzuwendungen.

Selbst die beiden Kirchen wurden in diese Aktionswoche einbezogen: Insbesondere legte man staatlicherseits einen besonderen Wert auf die Mitwirkung der katholischen Kirche, denn die Hälfte der in Sachsen Angekommenen waren katholischen Glaubens: Nach dem Krieg stieg beispielsweise im Bistum Meißen die Zahl der Gläubigen von 200 000 auf 700 000 an.

Im Bistum erging am 17. Oktober 1948 in allen Kirchen ein Aufruf des Caritasverbandes, in dem das schwere Schicksal der Vertriebenen erwähnt wurde. Diese wurden aufgefordert, auf Herkommen und die heimatlichen Bräuche zu verzichten und sich dem Aufbau des Landes zu widmen. Die einheimische Bevölkerung wurde aufgefordert, für die Vertriebenen Verständnis zu haben und sich mit ihnen gegenüber solidarisch zu zeigen. Mehr oder weniger verhallten diese Appelle auf beiden Seiten: Der Spendenaufruf brachte nicht den erwünschten Erfolg.

Die heikle Integration der Vertriebenen in das gesellschaftliche Leben des SED-Staates dauerte fort und auch der Begriff Umsiedler konnte im Sprachgebrauch nicht getilgt werden: Man lebte noch lange in verschiedenen Welten: Die Sehnsucht nach der verlorenen Heimat blieb ein frommer Wunsch der „Umsiedler.“

Die Charta der Heimatvertriebenen vom 5. August 1950 in Bad Cannstatt vermengte nicht die Nöte und Erwartungen der Vertriebenen und der eingeborenen Bevölkerung miteinander: Sie reklamierte, von den Westalliierten mehr oder weniger gedrängt, im Ausgleich zum „Verzicht auf Rache und Vergeltung,“ das „Recht auf Heimat“: Auch dies blieb ein frommer Wunsch, den auch die EU bis heute nicht nachkommen konnte oder wollte.

Fortsetzung folgt

Herbert Karl

Vor 80 Jahren: Die Verschleppung der Deutschen aus Südosteuropa in den sowjetischen Gulag

Teil 5

In den Weiten Rußlands

Die Deportierten aus Südosteuropa landeten, wie bereits erwähnt, auch im Westen des Sowjetimperiums, in Orten, denen man ein Autorentum noch etwas Ansprechendes abgewinnen kann:

„Was für ein melodisch wohlklingender Name für einen Ort: Hanjonkowa! Es könnte ein schöner Kurort in einem fernen Land, die Geburtsstätte eines großen Schriftstellers oder eines großen Musikers sein. Kommen noch weitere Namen hinzu wie Resnaja, Makeevka, Wolodarka, Kramatorsk, Konstantinovka, Stalino und nicht zuletzt auch die Lagernummer 1024, dann verdüstert sich das Bild. Es führt direkt zu dem Überbegriff Donbass, der berühmt-berüchtigten Kohleregion in der ehemaligen UdSSR, heute zur Ukraine gehörend“ (Siebenbürgische Zeitung: <https://www.siebenbuerger.de/zeitung/artikel/kultur/21577-rosen-fuer-hanjonkowa-entschaedigung.html>).



Zwangsarbeit in der Sowjetunion, Zeichnung von Lorenz Klugesherz (geb. 1919 in Mercydorf, gest. 2006 in Seelbach) Quelle: Heimatbrief Sanktanna, Nr. 7/1995 (Banater Post vom 31. Mai 2020)

Hier schließt sich der Kreis zur Aktualität: Diese Namen leicht verändert oder anders ausgesprochen sind heute wieder in aller Munde. Kriege wurden und werden auch heute noch um Rohstoffe – in der Ukraine um den Donbass – geführt: Mit den Kriegsfolgeschäden bleiben die Opfer allein.

In dem oben zitierten Artikel geht es dem Autor, Johann Stürner, im Weiteren um die Aufarbeitung des in diesen Lagern Erlebten sowie die zumeist nur schemenhafte Weitergabe des schier Unfaßbaren an die späteren Generationen. Über die Problematik dieser Aufarbeitung und den psychischen Nachwehen bis in die dritte Generation soll zu einem späteren Zeitpunkt berichtet werden.

Veronika Schmidt berichtet weiter, wie sich der erlittene Unfall auf ihr Lagerleben auswirkte. Sie wurde in die Wäscherei versetzt, mußte die Schmutzwäsche einsammeln und die neue, frische Wäsche auslegen; sie wurde auch zur Entfernung der Kohlschlacke aus dem Zentralheizwerk eingesetzt; hier lernte sie die „Russen“ auch von ihrer anderen Seite kennen: Diese schanzten ihr öfters eine „Bortschtsch-Suppe zu:

„Im Sommer wurden unsere Räume entlaust, da kamen die Kammerjäger. Fenster und Türen wurden zugeklebt und die Wanzen und Läuse wurden mit Gas getötet. In dieser Zeit mussten wir im Hof auf der Grasfläche schlafen. Die Schlafräume wurden ständig gewechselt, so dass es immer andere Pritschen gab und am Schluss waren es sogar Eisenbetten“ (Schmidt).

Nach vier qualvollen Jahren, im November 1949 kam die erlösende Nachricht, daß es zurück in die Heimat geht:

„wir konnten acht Tage vor der Heimreise im Lager bleiben. Dann wurden wir mit Lkw an den Bahnhof gebracht und konnten die Heimreise antreten. Hier waren dann Heimkehrer aus verschiedenen Lagern“ (Schmidt).

Diese Jahre prägten Veronika Schmidt ein Leben lang; „so was soll niemand auf der Welt mehr erleben.“

Fortsetzung auf S. 14

In der Heimat angekommen, erlebte man eine andere, veränderte Welt: Die kommunistische Diktatur. Mit den Jahren der Verschleppung blieb man zumeist allein:

„Zuhause wurde kaum davon geredet, weil man mit der Angst lebte, dass dies ungute Folgen haben könnte. Mein späterer Ehemann Nikolaus Schmidt war anfangs bei mir im Lager. Er musste später in ein anderes Lager und arbeitete dort in der Grube. Tagelang stand er nur mit Gummilatschen im kalten Wasser und hatte dadurch immer Schmerzen in den Beinen“ (Schmidt)

Die Umstände im Lager, in dem Josef Marksteiner interniert war, waren unerträglich, so daß er sich – wie gesehen – mit zwei Deportierten zur Flucht aus dem Lager entschloss:

„In der Abenddämmerung des 21. Februar 1947 haben wir uns auf den gefährlichen Weg gemacht, auf die Flucht in die Freiheit, Richtung Heimat. Diesem Ort des Grauens wollten wir entkommen. Nicht mehr zusehen müssen, wie täglich Menschen vor Schwäche zusammenbrechen beim morgendlichen Appell. Danach wurden sie hochgetragen und in ihre Betten gelegt zum Sterben. Alle hatten nur den einen Wunsch: sich noch einmal satt essen“ (Marksteiner).

Über den Nebenort Dolchins bestiegen die drei einen Zug in Richtung Pjatichatki (Pjatychatky); der Entdeckung durch einen dort weilenden Lageraufseher entgingen sie nur mit Müh und Not. In einem weiteren Ort

„wurden wir von einer Ausweiskontrolle überrascht. Plötzlich waren alle Türen versperrt und überwacht. Wir saßen in der Falle. Doch schon Augenblicke später sprangen wir aus einem Fenster. Draußen folgten uns Schüsse und das Geschrei der Wachposten. Wir krochen unter mehreren Zügen hindurch und sprangen auf einen gerade ausfahrenden Zug auf. Zum Glück fuhr der Zug in die von uns gewünschte Richtung“ (Marksteiner).

Die nächste Station der drei aus dem Lager war Kirowograd (deutsch auch: Elisabethgrad). Hier wurden die Flüchtenden von einem rumänisch sprechenden Mann um einiges Geld erleichtert und entkamen nur knapp der Verhaftung: „Wir liefen Richtung Stadt, um später auf Umwegen die Bahnhofsausfahrt wieder anzusteuern.“ Weiter ging die Flucht durch aufspringen auf fahrende Güterzüge:

„Nur in den ersten Etappen unserer Flucht sind wir im Inneren des Zuges mitgefahren, danach auf dem Dach oder zwischen den Waggonen, und dies bei minus 20-25 Grad. Inzwischen waren wir etwa 200 Kilometer von dem Internierungslager Kriwoi Rog entfernt, wofür wir mehrere Tage unterwegs waren“ (ebd.).

Bei einer Razzia vor der Ortschaft Snamenka (Snamjanka) wurde der Kamerad Hans festgenommen:

„Ein gerade ausfahrender Zug am Nebengleis wurde zur Chance für unser Entkommen. Kurz entschlossen sprangen wir auf diesen mit Öltanks beladenen Transporter auf. Mit Mühe konnten wir uns an dem vereisten Rahmen hochziehen. Ohne Halt ging die Fahrt über vier bis fünf Stunden. Durch den eisigen Zugwind waren unsere Finger selbst zu Eisklumpen erstarrt. Über einem Abgrund hatten wir irrsinnige Angst, dass unsere Hände versagen und wir in die Tiefe stürzen werden“ (ebd.).

Im Bahnhof Kartofskaja stieß nach stundelangem Warten der verloren geglaubte Hans wieder zu den beiden anderen. Mit zehn bis fünfzehn Leuten ging es in einem Viehwaggon weiter, hier wurden die drei plötzlich von einem Offizier auf Deutsch angesprochen:

„Meine Bemühungen, mich zu verstellen, halfen nichts, da dieser russische Offizier mir auf den Kopf zusagte, dass er Bescheid wisse. Er erzählte von deutscher Gefangenschaft und tat seine Absicht kund, uns zu helfen. Da er in Ungheni Dienst mache, versprach er, uns bei der Grenzüberschreitung behilflich zu sein. Dank dieser Aussichten ließen wir uns nur zu gern auf den Umweg über Odessa ein“ (ebd.).

Auch diesmal waren die drei Flüchtlinge die Düpierten; der Offizier kam nicht zum ausgemachten Treffpunkt. Die Hafenstadt Odessa war überfüllt mit russischem Militär:

„Am späten Abend bemühten wir uns, in den abgeriegelten Bahnhof zu gelangen. Plötzlich liefen wir zwischen einer Kolonne russischer Soldaten, die in den Bahnhof einmarschierte. Bevor uns einer richtig registrieren konnte, waren wir schon zwischen den Zügen verschwunden. Nachdem wir den Schaffner mit 100 Rubel bestochen hatten, kamen wir mit dem Zug bis Transnistria. Dort bekam er weitere 100 Rubel für die Fahrt bis Kischinew“ (ebd.).

Die Odyssee der drei Banater ging so weiter: In Vasilica (heute ein Stadtteil von Ungheni, Moldau) auf der östlichen Seite des Pruth wurden die drei zum letzten Mal verraten: Was folgte, war der schiere Alptraum in sowjetischen Gefängnissen mit stundenlangen menschenunwürdigen Verhören und wieder Zwangsarbeit.

Fortsetzung von S. 14

Nach vier Jahren weiterem Schuften in Arbeitslagern hieß es auch für Josef Marksteiner, es gehe Richtung Heimat: Auch er berichtet, daß man den Deportierten vor der Heimfahrt noch ein paar Tage Annehmlichkeiten gönnte:

„Für die Heimfahrt musste ich in aller Eile noch einen Koffer zimmern. Darin verstauten wir die gekauften Sachen (Speck, Salami, Brot, Schnaps und Bonbons sowie wohlriechende Seifen). Die Kleider fanden im Rucksack Platz. Vor unserer Abfahrt mussten wir die Koffer herzeigen. Allzu ärmliches Beweismaterial wurde vernichtet“ (ebd).



Über die letzten Tage vor der Heimfahrt berichtet Marksteiner:

„Bis Ungheni begleitete uns unser Lagerkommandant, der sich mit Handschlag von uns verabschiedete. Das war der beste Russe, den ich kennen gelernt hatte. Unser Zug Richtung Heimat füllte sich mit Menschen aus anderen Lagern. Jeder Waggon war mit grünen Zweigen geschmückt, in jedem Bahnhof wurde gesungen und die Zusteigenden wurden mit Freudenschreien begrüßt. In der rumänischen Grenzstadt Marmaroschsiget mussten wir noch auf die Schnelle Toiletten bauen für die ankommende Menschenflut.

Nach drei-vier Tagen erhielten wir einen Nachweis über fünf Jahre Russlandarbeit, einen rumänischen Personalausweis und eine Arbeitsberechtigung. Jetzt standen zehn Lkws bereit, womit wir weitertransportiert wurden. In Baia Mare wurden uns Äpfel zugeworfen. Nach vier Stunden ging ein Zug nach Großwardein. Ab hier fuhr ein Schnellzug Richtung Arad, wofür wir einen Zuschlag zahlen mussten. Da uns aber die Lei fehlten, verkauften wir die duftenden Seifen.

Nach fünf Jahren wieder zuhause in Sanktanna

Schließlich fuhr der Zug in Sanktanna ein. Der Bahnhof war voll von wartenden Menschen. Es war der 18. Oktober 1949, abends 17 Uhr, als wir das langersehnte Ziel erreichten. Daheim hatte unser fußkranker Vater unsere beiden Schwestern geärgert, indem er behauptete, dass nicht sie, die zu allen Zügen liefen, uns als erste sehen werden, sondern er. Die beiden warteten auf jeden Zug an der Haltestelle in Altsanktanna, um uns zu empfangen. Dort hielt jedoch der Schnellzug nicht. Inzwischen waren wir von Neusanktanna die drei-vier Kilometer nach Hause gelaufen. Wir kehrten bei unserer Rosatante kurz ein, um Grüß Gott zu sagen.

Indes humpelte unser Vater bis zur Straßenecke an der Dobrogeanu-Gherea-Gasse und erblickte uns tatsächlich als erster. So trafen wir mit unserem Vater daheim ein. Er rief schon am Hoftor: „Maatla, to schaut her, wen i eich bring!“ Die Überraschung war übergroß, die Wiedersehensfreude ebenso. Bei unserer Mutter flossen Freudentränen, auch sonst blieb kein Auge trocken. Kurz darauf kamen alle Nachbarn zur Begrüßung. Alle waren glücklich ob unserer gesunden Heimkehr nach fast fünf Jahren Russlanddeportation. Die glücklichsten Menschen aber waren wir selbst“ (Marksteiner, Banater Post vom 31. März 2020).

Über viele Einzelschicksale von Verschleppten in die Weiten Rußlands wäre noch zu berichten: Die Tausenden von Toten in der russischen Erde konnten uns nichts mehr erzählen . . .

In der nächsten Folge soll versucht werden, diese leidvolle Geschichte der Verschleppung zusammenzufassen.

Literatur

Tatsachenbericht von Josef Marksteiner, aufgezeichnet von seiner Tochter Katharina Emeneth: https://www.banater-schwaben.org/nachrichten/dokumentation/dokumentation-detail/2937-alles-ringsumher-ist-so-oed-und-leer-teil-1?tx_news_pi1%5Bday%5D=14&tx_news_pi1%5Bmonth%5D=02&tx_news_pi1%5Byear%5D=2020&cHash=7c3ce39d5b24fb081277574ba8636a20;

Veronika Schmidt: „Erinnerungen an die Deportation: Nur mit Gottvertrauen überlebt.“ https://www.banater-schwaben.org/nachrichten/dokumentation/dokumentation-detail/4732-erinnerungen-an-die-deportation-nur-mit-gottvertrauen-ueberlebt?tx_news_pi1%5Bday%5D=07&tx_news_pi1%5Bmonth%5D=01&tx_news_pi1%5Byear%5D=2024&cHash=67d585cf39917daaf4540cb8e4863f0c

Fortsetzung folgt

Herbert Karl

Temeswar in der Revolution 1989. 20. Dezember 1989: Am Wendepunkt

Teil 11

Die Friedensbemühungen, den Ukraine-Krieg zu beenden im Dezember 2025, erinnern stark an den Regimewechsel in Rumänien im Dezember 1989: Die beiden Großmächte USA und Sowjetunion/Rußland sprechen über einen geopolitischen Interessenausgleich. In Malta am 2. und am 3. Dezember 1989 – die Welt befand sich nach wie vor im Kalten Krieg – ging es insbesondere um die Aufteilung der Interessensphären: Gorbatschow sollte im Osten vor allem in Rumänien (darüber unten mehr) und Georg Bush sen. im Westen für Ordnung sorgen.

Entsprechend der sogenannten Monroe-Doktrin (2. Dezember 1823) können die USA *keine* Machtentfaltung einer fremden Macht – damals ging es um die europäischen Großmächte – auf dem amerikanischen Gesamtkontinent dulden. Diese Politik, die man verkürzt als „Amerika den Amerikanern“ charakterisieren könnte, erinnert an das heutige: „America first“. Bereits am 20. Dezember 1989 marschierten die USA in *Panama* ein: Offiziell ging es um den Drogenhandel, aber in Wirklichkeit wollte man in Nicaragua einen Regimewechsel – der im Februar des nächsten Jahres durch „freie und demokratische Wahlen“ auch erzielt wurde – herbeiführen.

Im Moment geht es der Trump-Administration auch um die Bekämpfung des Drogenhandels in Südamerika im Allgemeinen und in Venezuela im Besonderen: Die Tage des Clowns in Caracas scheinen gezählt zu sein. Wie die Abgrenzung in der Ukraine erfolgen wird, sei noch abzusehen: Wie Rumänien 1989 hat die Ukraine in den Jahren 2014 bis dato einen hohen Blutzoll entrichtet.

Dem Terror der Securitate, der Miliz und der Armee stellen sich auch im Laufe des Dienstags, dem **19. Dezember 1989**, in Temeswar zehntausende Jugendliche, Studenten, Betriebsarbeiter entgegen:

„Bauernkinder die vom Lande gekommen waren und Intellektuelle die um den heiligen Preis der Freiheit nichts, aber auch gar nichts scheuten und die offene Brust den starrenden Waffen entgegenhielten. Helden – es gibt in unserer reichhaltigen deutschen Sprache kein zutreffenderes Wort für die Selbstlosen, Unverzagten“ (Bohn, S. 238).

Major Vasile Paul, später General unter Präsident Ion Iliescu und wegen seinem Einsatz gegen die Demonstranten an der Cluj-Straße an den Tagen davor verurteilt, schildert den 19. Dezember 1989 aus seiner verkündeten Sicht:

„Am 19.12.1989 wurde ich in meiner Funktion als Regimentskommandeur und Verantwortlicher für den wichtigsten möglichen Versammlungsort der Demonstranten über die geplanten Aktionen am 20.12.1989 informiert. Es wurden Massendemonstrationen erwartet, ein organisierter Auszug der Arbeiter von den Industriepattformen der Stadt und der Bevölkerung in die zentralen Bereiche, also konkret auf den Opernplatz“ (Vasile Paul: <https://adevarul.ro/blogurile-adevarul/generalul-r-vasile-paul-20-decembrie-1989-2229290.html>)

Detailliert schildert Major Paul, wie sich die Sicherungskräfte insbesondere am Opernplatz zusammensetzten, die Armee bekam per Funk und telefonisch die entsprechenden Befehle von Oberstleutnant Ștefan Balasz. Im Bereich seiner Einheit an mehreren Punkten, so der Major:

*„An keinem dieser Orte kam es zu Verletzungen, Zwischenfällen, Festnahmen oder Verhaftungen, dank meines Einsatzes der Geräte per Funk und teils auch persönlich. Wenn es in Temeswar in jenen Tagen in den genannten Gebieten Wasser, Licht, Brot und Frieden gab, so ist dies ebenfalls uns zu verdanken.
In der Folge kam es in diesen Gebieten zu Auseinandersetzungen, Verletzungen und Todesfällen“ (ebd.)*

Wenn es bei diesen Aussagen eher um die weiße Weste des späteren Generals geht, so läßt das Folgende aufhorchen:

*„Am Abend des 19. Dezember 1989 besprach ich mit Hauptmann Adam Tudorel vom Politischen Rat der 18. Mechanisierten Division die im Radio gehörten und übersetzten Nachrichten (Radio Kossuth, Radio Belgrad und Radio Free Europe) und wurde mir der Situation und des historischen Moments, den wir erleben, bewusst.
Ebenfalls am Abend des 19.12.1989 erfuhr ich direkt von Herrn Popescu, der General Ilie Ceaușescu begleitete, von dem Plan und der Absicht, Nicolae Ceaușescu zu stürzen und Rumänien zu zerschlagen (die Telegramme der rumänischen Militärattachés in Belgrad – Oberst Manea und Budapest – Oberst Todericiu – sind beigelegt).
Insgesamt war es etwas Unglaubliches, aber da ich wusste, was in anderen ehemaligen sozialistischen Ländern Europas geschehen war, und ich in verschiedenen Teilen der Stadt Autos mit slawischen Kennzeichen sah, in denen sich 2-3 Zivilisten (von den Speznas-Truppen) befanden, wurde mir klar, dass auch wir diesem Plan folgten, aber ich wusste nicht, wie ich handeln sollte.
Offiziere der Spionageabwehr und des Obersten Politischen Rates warnten uns vor der Anwesenheit von Autos in der Stadt mit Diplomaten aus Bukarest (Amerikaner, Engländer, Ungarn, Japaner, Jugoslawen) und den ersten Ausländern (Franzosen), die von jenseits der Grenze gekommen waren“ (ebd.)*

Vasile Paul weist auf die schon erwähnte Anwesenheit der Bukarester Generäle hin; dabei erwähnt er General Ștefan Gușă, den Chef des Generalstabs, aber nicht den Stellvertretenden Verteidigungsminister, Victor A. Stănculescu. Seine Einheit bekam Tränengasgranaten, Gasmasken und genaue Anweisungen, wie diese gegen Demonstranten einzusetzen wären; diese lagerte er unauffällig in einem TAB (gepanzerter Mannschaftstransporter).

Fortsetzung auf S. 17

In der Zwischenzeit war die Weltöffentlichkeit über die Revolte in Temeswar informiert und die Demonstranten ebenfalls. Im Lande – insbesondere im Banat und Siebenbürgen – regte sich etwas,

„der der Temeswarer Bürger ist längst ein Kampf für ganz Rumänien geworden. Die Studenten, die das Regime am Montag, um den Unruhen die Spitze abubrechen, in die Ferien geschickt hat, sie sind statt nach Hause in andere Städte gefahren, nach Arad, Klausenburg, Bukarest, um von den Vorgängen in Temeswar zu berichten. Auch die Telefonverbindungen scheinen noch intakt zu sein [. . .] Noch kämpfen sie allein, aber ganz Rumänien schaut auf den Aufstand der Temeswarer Bürger“ (Boese, S. 25f.).

Mit entsprechender Spannung wird die Rückkehr Nicolae Ceaușescu von seinem Besuch in Teheran erwartet. Es soll vorher in den Verschwörerkreisen Überlegungen gegeben haben, ihn, wie sonst üblich, am Flughafen diesmal *nicht* zu empfangen oder sogar festzunehmen.

Mittwoch, dem 20. Dezember 1989, bewegen sich mehrere Demonstrationzüge, der größte entlang des Sălăjan-Boulevards Richtung Innenstadt,

„jetzt sind es vorwiegend Arbeiter – in kaum einem Betrieb wird noch gearbeitet, jetzt ziehen zum überwiegenden Teil organisierte Demonstrationen mit Belegschaften der Temeswarer Großbetriebe in das Zentrum der Stadt“ (Boese, S. 26).

Ein Augenzeuge berichtet später:

„Mittwoch morgen haben wir in einer Souterrainwohnung eine große Zahl von Plakaten mit Protestparolen hergestellt: »Wir wollen Brot, nicht Kugeln«, »Nieder mit dem Diktator«, »Wir wollen Freiheit!«, »Nieder mit dem Ceaușescu Clan!«. Ich persönlich habe aus einem weißen Bettlacken für mich ein Protestband gemacht. Auf der Vorderseite stand: »Freiheit! Demokratie!«, auf dem Rücken aber: »Nieder mit den Verbrechern!«, und gezeichnet war da ein bluttriefendes Henkerbeil«“ (Boese, S. 26).

Der benannte Augenzeuge berichtet über den Zusammenschluß der Arbeiter aus den verschiedensten Betrieben: Auf der Tribüne auf dem heutigen Boulevard der Republik feuerte er die Demonstranten an:

„habe von dort die Menschenmassen, die Arbeiter, denn es waren fast nur Arbeiter der vielen Betriebe, mit einigen Worten versucht, sie zu ermutigen, denn wir brauchten Mut. Den mußte man ihnen nicht zusprechen, denn sie hatten Mut, und wir zogen weiter zum Kreisparteikomitee“ (Boese, S. 27).

Major Paul werden von den verschiedensten Punkten diese ganzen Bewegungen der Demonstrationzüge gemeldet. Nach eigener Darstellung begab sich er ins Hauptquartier der 18. Mechanisierten Division und bespricht mit General Ștefan Gușă die Lage:

„Er befand sich im Zimmer des diensthabenden Kommandeurs zusammen mit Generalleutnant Chițac. Ich berichtete ihm, was ich über den Zustrom von Arbeitern ins Zentrum wusste, erinnerte ihn daran, dass wir Kriegsmunition, geladene Waffen und Tränengasgranaten hatten, dass die Befehle ziemlich verwirrend und die Stimmung alles andere als angemessen waren, dass ich und andere in der Einheit aus Temeswar stammen, dass wir Familien in der Stadt haben, über deren Lage allerlei Gerüchte kursierten, und bat ihn eindringlich, unser weiteres Vorgehen sorgfältig zu überdenken, denn die Geschichte würde uns richten, sollten wir einen Fehler begehen.“

Wie dem auch sei, General Gușă wird sicherlich auch andere Informationsquellen gehabt haben als die eines Regimentskommandanten, der hierzu ausländische Sender hinzuzog.

Neben allen mehr oder weniger glaubwürdigen Nachrichten wurde noch bekannt, daß aus Craiova ein Sonderzug mit Arbeitern unterwegs wäre, die die Demonstranten vermöbeln sollten.

Literatur

Engelbrecht Boese: *Der Aufstand von Temeswar*, Pfinztal 1990;

Hans Bohn: *Die Lazarusnacht von Temeswar. Chronik des Volksaustandes vom Dezember 1989 in von ihm 1993 erschienenem Buch Verlorene Heimat (Temeswarer Helicon-Verlag);*

Fortsetzung folgt

Herbert Karl

Rolf (Peter) Nitsch

Nitsch, 1920 in Marienbad geboren, Pädagoge mit starker literarischer Begabung. Kriegseinsatz, Gefangenschaft, Vertreibung prägten sein weiteres Leben. Bereits 1949 fand er zur SdJ. In diesem Jugendverband sah er eine wichtige heimatpolitische und erzieherische Aufgabe, der er sich fortan stellte.

Er schrieb die Texte für zahlreiche Feierstunden der Sudetendeutschen Tage. Seine Ideen und Vorstellungen fanden in den sehr bald entstehenden Arbeitsbriefen ihren Niederschlag. Sie gaben den Verantwortlichen in den Gruppen wichtige Hilfestellung für ihre Arbeit mit jungen Menschen.

Er verfasste zahlreiche Gedichte und Lesungen, die auch auf die Aufgabe und Zielsetzung der SdJ bzw. DJO Bezug nahmen. Er schrieb Liedertexte, die von Willi Homeyer und Fritz Jessler vertont wurden und Aufnahme in den *Silbernen Pfeil* und die *Windrose* fanden. Er war einer der eindrucksvollsten Gestalter und Wegbereiter der kulturellen Weiterentwicklung und Erhalter des geistigen und musischen Erbes für die Sudetendeutsche Jugend.

Weit gespannt war seine literarische Tätigkeit. Er schuf Novellen, Erzählungen, Balladen und Gedichte, die nicht nur die Jugend, sondern auch Erwachsene begeistern konnten.

Sein literarisches Schaffen wurde nach seinem Tode (1984) in dem Band *Helle leuchtende Spur* 1988 veröffentlicht.

Peter Nitsch war auch für die Landsmannschaft tätig:

Unser Peter
Von Walli Richter

Er hieß mit bürgerlichem Namen Rolf Nitsch, doch das wusste in den Anfangsjahren der SdJ kaum jemand. Alle kannten ihn als Peter.

Rolf Nitsch gehört mit anderen zu den Gründern der SdJ. Er, der Lehrer aus Berufung, übernahm von Anfang an die Aus- und Weiterbildung der Jugendleiter und Mädelführerinnen in der SdJ, er war sozusagen der *Vordenker*.

Bei den Jugendleiterlehrgängen am Heiligenhof war nicht nur die Wissensvermittlung sein Ressort, sondern auch die pädagogische Ausbildung. Das konnte er gut. Er hat mehrere SdJ-Generationen stark geprägt: *Betonspritzen* nannte er das. Die brauchten alle von Zeit zu Zeit, um an ihren Wohnorten die Jugendarbeit neben ihrer Berufstätigkeit zu gestalten. Darum verbrachte Peter viele Jahre lang die Ferien auf dem Heiligenhof und leitete die Lehrgänge. Die Teilnehmer hingen an seinen Lippen, wenn er Vorträge hielt oder am Lagerfeuer las [. . .].

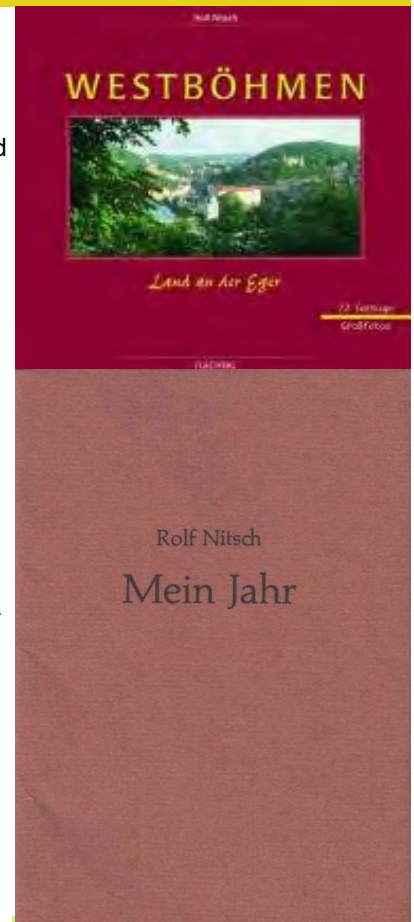
Die *Feierstunden der Jugend* bei den Pfingsttreffen waren die politische Aussage der SdJ-Gemeinschaft -- diese Abschlussveranstaltungen der Sudetendeutschen Tage mit den anschließenden Fackelzügen sind unvergesslich. *Es führen Grenzen durch unser Land, mitten durch unser Herz*, war der Titel einer der Feierstunden, und *Es sind nicht alle daheim* ein anderer.

Der schönste der Volkstumsabende hatte das Thema *Europa hat viele Herzen*, eines seiner Gedichte sprach aus, was wir fühlten: *Heimat ist da, wo wir sie in uns tragen* . . .

Es war die große Gabe Peters, dichterisch und informationsreich zu formulieren. Er konnte sein großes Wissen in einer methodisch meisterhaften Form literarisch gestalten. Wenn Peter am Lagerfeuer seine Geschichten vorlas, wenn wir seine Texte bei Feierstunden sprachen, wenn er uns in den DJO-Arbeitsbriefen hervorragende Informationen und schöne Gedichte schenkte, dann sprach er der damaligen SdJ- und DJO-Generation aus dem Herzen [. . .]

Lass eine goldene Spur auch in den dunkelsten Tagen.

Quelle: <https://www.sdj-geschichte.de/Struktur/C-Gruendung/d-Gruender/ua-Gruender-01/Nitsch-unser-Peter.htm>



HOH(L)SPIEGEL:

„Der November ist dagegen, wenn sich wegen Nieselregen nicht einmal die Wiesel regen..“
(Klaus Klages)
HK

Bildnachweis:

Karten, Bilder und Graphiken stammen—
wenn nicht extra gekennzeichnet - aus Privatsammlungen oder von offiziellen AfD-Seiten.
Red./HK

Impressum

SPRECHER
Herbert Karl:
0175 9036144
Martina Kempf

STELLV. SPRECHER :
Vadim Derksen
Albert Breininger

ANSCHRIFT:
Grösselbergstr. 7
75331 Engelsbrand

SPENDEN Sparkasse Pforzheim-Calw
IBAN: DE33 6665 0085 0008 9636 65
www.vadm-afd.de

E-Mail:
kontakt@vadm-afd.de